

MORITZ BAßLER

LOB DER KONTINUITÄT

Der Riss im Gefüge, das ganz Andere, das Reale, das Punktum, die Erscheinung, die Evidenz, die Präsenz, das Erhabene, der Affekt, die Unterbrechung sind Symptome von Midcult-Tendenzen am Kuschelpol der Wissenschaft. Das ist seit langem meine Überzeugung, und ich will sie begründen, um im Gegensatz dazu das Lob der Kontinuität zu singen, des Geflechts, des Kontextes, der Einbettung und ja, der Wissenschaft selbst, der Wissenschaft vom Text, von Äquivalenz und Kontiguität, meiner Wissenschaft.

Sicher, etwas erscheint, etwas ergreift oder verstört uns, lässt uns nicht mehr los. Das kommt vor, wenn man sich mit Kunst konfrontiert. »Wir stehen zitternd vor markierten Stellen / Gitarren in Händen / Buchstaben im Kopf«, singen *Ja, Panik*. Aber wird in solchen Momenten etwas unterbrochen, wird das Geflecht des Semiotischen durchstoßen? Man muss gar nicht zum Was der Erscheinung vordringen, es reicht, beim Verb zu bleiben, um das entschieden zu verneinen. Wenn etwas erscheint, dann heißt das im Umkehrschluss, es liegt nicht einfach störend im Weg rum oder begleitet uns schon lange; etwas ergreift uns, das heißt es lässt uns nicht kalt oder interessiert uns nur intellektuell – die Paradigmen sind immer schon da. Ohne sie erscheint nichts. Umgekehrt wird ein Ereignis draus: Die Stellen, die uns zittern machen, sind Knotenpunkte im kulturellen Text, Punkte maximaler Verknüpfung, an denen plötzlich vieles zusammenschießt und ein Gefühl höchster Relevanz erzeugt, das uns auch emotional und körperlich ergreifen kann. Diskursfäden (um ein Bild aus der Neurowissenschaft zu leihen, mit der das hier ansonsten gar nichts zu tun hat) wire together and fire together: das bedeutet Komplexität, Synergie, letztlich aber immer: Text.

Text aber heißt Geflecht, fortschreitende Verknüpfung, Zusammenhang, und für uns die doppelte analytische Herausforderung syntagmatischer Formanalyse und paradigmatischer Kontextualisierung. »Wo kein Text ist, da ist auch nichts, worüber zu forschen oder zu denken wäre«, sagt Bachtin.¹ Dieser Herausforde-

1 Michail M. Bakhtin, *The Problem of the Text in Linguistics, Philology, and the Human Sciences. An Experiment in Philosophical Analysis*, in: *Bakhtin: Speech Genres and Other Late Essays*. Austin 1986, S. 103-131, S. 103.

rung hat sich eine Literaturwissenschaft zu stellen mit dem gesamten ihr verfügbaren Werkzeugkasten der Verfahrensanalyse und Kulturpoetik. Ergriffensein und Verstandenhaben ist keine Wissenschaft. Erst mit der vollen Investition der analytischen Mittel, die kein einzelner allein leisten kann, kann es gelingen, Literatur auf der Höhe ihrer Komplexität, sei es in ihrem originären historisch-kulturellen Zusammenhang, sei es in neuen, etwa globalen oder gegenwärtigen Kontexten zu erfassen. Das ist Wissenschaft.

Erst wo diese Arbeit geleistet wird, können Texte etwas anderes bewirken, als unsere ohnehin bestehenden Überzeugungen und *idées reçues* – im Positiven oder im Negativen – zu bestätigen. Dazu braucht es allerdings Bildung, Belesenheit, Theorie, Intelligenz, Intellektualität und ästhetische Urteilskraft – nichts davon, was einfach gegeben wäre oder sich von selbst versteht. Wenn Lyotard raunend »die Fassungslosigkeit der Intelligenz, die zu fassen sucht, ihre Entwaffnung, das Eingeständnis, daß dies, dieses Vorkommnis der Malerei nicht notwendig, nicht einmal vorhersehbar war, ihre Blöße angesichts des *Geschieht es*« etc. feiert,² dann ist das strukturgleich mit der Ablehnung von Komplexitätsbewältigung, Analyse und letztlich Wissenschaft, wie man sie in den Midcult-Romanen des Populären Realismus findet, etwa in Bernhard Schlinks bürgerlicher Leseliste zur Humanisierung der analphabetischen KZ-Wärterin in *Der Vorleser* oder in Karl Ove Knausgärds *Min Kamp*: »Ich hatte Kunstgeschichte studiert und war es gewohnt, Kunst zu beschreiben und zu analysieren, schrieb jedoch nie über das einzig Wichtige, nämlich wie man sie erlebte«, klagt dort der autofiktionale Erzähler nachts mit feuchten Augen vor einem Bild von Constable und ermuntert uns alle, statt zu beschreiben und zu analysieren doch lieber unseren Gefühlen zu vertrauen.³ Diese Art von anti-intellektuellem Kitsch findet sich immer öfter auch in der eigenen Wissenschaft, etwa wenn Amy Hungerford von der Columbia University mit Rita Felski argumentiert, dass eine »Wissenschaftlerin, indem sie ihre Aufmerksamkeit auf die Einbettung eines Werkes in seinen kulturellen und historischen Ursprungskontext richtet, ›sich bloß vor der Verantwortung drückt, ihre eigene Beziehung zu dem Text, den sie liest, zu durchdenken.«⁴ Stattdessen solle man doch zugeben, dass man immer irgendwie werte, und auf seine Emotionen vertrauen. Damit das klappt, muss ein Text aber immer schon ziemlich genau mit dem übereinstimmen, was man selbst ohnehin schon kennt, liebt und glaubt. Das setzt leichte Verständlichkeit und die Möglichkeit identifikatorischer Lektüre voraus. Wie Schlinks Vorleser lehnt Hungerford deshalb

2 Jean-François Lyotard, Das Erhabene und die Avantgarde, in: Merkur 38 (424), 1984, S. 151-164, S. 154.

3 Karl Ove Knausgärd, *Sterben*. München 2013, S. 271.

4 Amy Hungerford, *Making Literature Now*, Stanford 2016, S. 143.

auch das »investment« ab, das eine Auseinandersetzung mit formal anspruchsvollen Texten wie David Foster Wallace' *Infinite Jest* bedeuten würde.

Das vermeintlich Unmittelbare, ob es sich nun als emotionale Evidenz zeigt oder als Unterbrechung, ist in Wirklichkeit immer nur die Bestätigung dessen, was man bereits ist und meint. »Je ›realistischer‹ und theoriefreier etwas daherkommt, desto ideologischer ist es.«⁵ Was Texte dagegen dem präsentieren, der in ihre Lektüre investiert, sind syntagmatisch ungewohnte Nachbarschaften und paradigmatisch ungewohnte Äquivalenzen. Kraft der buchstäblichen Gestalt ihrer apodiktischen Setzungen zwingen literarische Texte zum Nachvollzug von Welten und zur Durchführung von Vergleichen, die wir selbst so nicht konzipiert hätten. Das kann der Lust dienen, einem Vergnügen, das in der Bewohnbarkeit anderer Welten genauso liegen kann wie im intellektuellen Witz; es kann aber auch der historischen oder systematischen Erkenntnis dienen, der Erschütterung oder Sublimierung. Es kann auch befremden, abstoßen und anekeln. All dies aber wirkt als Katalysator progressiver Neuverknüpfung (Poiesis), das gilt für die Heldenreise vom Auenland bis Mordor bis hin zur modernistischen Kontiguitätsunterbrechung in Form der absoluten Metapher der Surrealisten. Stets wird dabei etwas verhandelt und nicht bloß erfahren. »Negotiations« lautet hier das kulturpoetische Schlüsselwort.

»Ekel stellt sich ein, wenn sich die Verbindung zweier wichtiger Wörter von selbst versteht.«, heißt es bei Barthes.⁶ Von wegen! Das Gefühl und das Moralische verstehen sich immer von selbst, und wir lieben es. Sonst würden wir wohl kaum so innig die Serienwelten des Quality-TV bewohnen. Identität, Wärmebereich und Kuschelpol gibt es alles aber auch in der Wissenschaft, wie jeder weiß, der schon einmal in einer begutachtenden Kommission oder in einer Kafka-Konferenz saß: Wehe, die erwartbaren Keywords stellen sich nicht ein!

Barthes' Diktum richtet sich aber, wie viele Apologeten des Erhabenen und der Unterbrechung von Adorno über Lyotard bis Rancière, auch gegen »die schändliche Wiederholung«,⁷ die sie einer kapitalistischen Konsum- und Massenkultur zuschreiben, der sie sich nicht zugehörig fühlen. Auch hier besteht übrigens eine Verwandtschaft mit dem populären Realismus, der seine midcultige Bedeutsamkeit gern durch Bezug auf kernige Lebens- und Dingwelten untermauert, die von konsumästhetischer Uneigentlichkeit noch unangekränkt erscheinen – der gestampfte Lehm Boden, die Bienenkörbe, die andersgelben Nudelnester. Tatsächlich ist die marktwirtschaftlich organisierte Waren- und Medienwelt, die wir bewoh-

5 Sascha Michel, *Die Unruhe der Bücher. Vom Lesen und was es mit uns macht*. Stuttgart 2020, S. 59.

6 Roland Barthes, *Die Lust am Text*, Frankfurt 1974, S. 65.

7 Roland Barthes, *Die Lust am Text*, S. 63.

nen, ebenso wie unsere parlamentarische Demokratie, der Unterbrechung nicht hold. Es stimmt ja, dass das Neue, das sie beständig hervorbringen, zumeist nur eine geringfügige Variation des Bewährten, Nachgefragten und Erfolgreichen darstellt. Aber auch geringe Variationen können hopeful monsters sein, Stellen, an denen es weitergeht. Und warum soll man im Fortschreiten auf das Bewährte verzichten? Hier geht es nicht einfach um Identität, die Umkleidung des Immergleichen, sondern um Äquivalenz, um permanente Variation und eine Auswahl, die längst wesentlich im Bereich des Ästhetischen stattfindet, im Bereich der Fiktionswerte, Styles und Lebensentwürfe. Wissenschaft hätte dies zu beschreiben in einer flexiblen Kombination aus Formanalyse, Kulturpoetik und Gegenwartsästhetik, die die Phänomene, ihre Sinnbezüge und die Urteilsgründe der Rezipientinnen zugleich fassbar macht. Ich würde dies eher als Kontinuitäts- denn als Disruptionswissenschaft begreifen.

Wenn junge Menschen sich in der Corona-Krise für Sophie Scholl oder Anne Frank halten, weil sie vom Staat in ihrem Right to Party eingeschränkt werden, dann haben sie zweifellos eine radikale und schmerzhaft Unterbrechung ihrer bisherigen Lebensgewohnheiten erfahren; echte Gefühle wird man ihnen nicht absprechen wollen. Ihr Verständnis des Nationalsozialismus aber verdanken sie offensichtlich einem populärrealistischen Holocaustkitsch, der die Verfolgten als arme, liebe Identifikationsfiguren konzipiert, die eigentlich nur sie selbst sein wollen und von emotions- und kulturlosen Fieslingen, Agenten eines unmenschlichen Staatapparates, daran gehindert werden. Der Fehler ihres Vergleichs liegt also auf der bildspendenden Seite; er ist darin vorgeprägt, wie eine Kitschkultur Scholl und Frank für sie konstruiert hat. Hier fehlt es sicherlich nicht an Evidenz, Gefühl und Selbstbezug, sondern an Beschreibung, Analyse und einer informierten Einbettung in kulturelle und historische Ursprungskontexte.

Figurationen des Primären, vermeintlich Unabgeleiteten, sind immer identitär. In Wissenschaft können sie allenfalls Gegenstände der Mythenkritik sein. Halten wir es dagegen mit Diedrich Diederichsen: »Es lebe das sekundäre Leben. Es gibt auch kein anderes.«⁸ Es lebe die Verweishölle des Pop, der Kunst und Kultur überhaupt, es lebe die komplexe, voraussetzungsreiche Wissenschaft von Text und Kontext, es lebe die Kontinuität! Was in der Kunst wie in der Wissenschaft wie auch in der demokratischen Gesellschaft zählt, ist nicht die Unterbrechung, sondern die Qualität der Anschlüsse.

8 Diedrich Diederichsen, Musikzimmer. Avantgarde und Alltag. Köln 2005, S. 15.